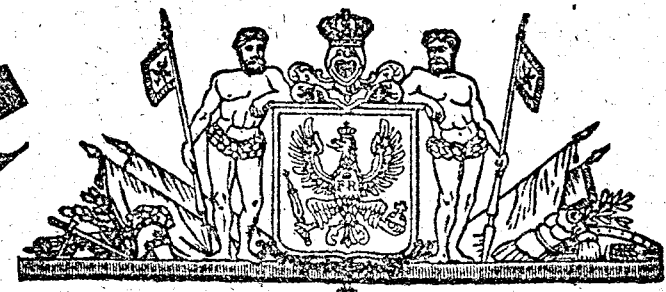


Maximalinen.

Amsterdam, 12. November. ...

Vossische Zeitung



Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen

Im Verlage von Ullstein & Co. Verantwortl. für die Redaktion (m. Ausnahme d. Handelsteils): I. V. R. May in Berlin-Wilmersdorf. * Hauptgeschäftsstelle: Berlin SW, Kochstraße 22-26 * Fernsprech-Zentrale: Ullstein & Co. Moritzplatz 11 800, 11 801, 11 802 bis 11 850, sowie 15 280, 15 281, 15 282 bis 15 291

Zwei italienische Panzerwerke im Gebirge erstürmt

Der Sperrgürtel von Primolano durchbrochen. — Fonzaso in unserem Besitz. — Artillerieschlacht an der unteren Piave.

Straßenkämpfe in Petersburg.

Die Savas-Agentur meldet, der „Nöln. Zeitung“ zufolge, unter dem 11. d. M. aus Petersburg: Die Regierungstruppen sind in Petersburg eingetroffen. Die Panzerautomobile haben den Kampf mit den Maximalkisten aufgenommen.

Vom gleichen Tage, 11. November, 4,20 Uhr nachmittags, berichtet die Savas-Agentur: Das Gewehrfeuer dauert an. Die Streitkräfte der Regierung scheinen noch in geringer Stärke zu sein.

Die historische Nacht in Petersburg.

Der Haparandaer Berichterstatter der „Berlingske Tidende“ in Haparanda hatte eine Unterredung mit einem schwedischen Augenzeugen der Petersburger Umwälzung in der Nacht zum 7. November. Nach der Schilderung der bekannten Vorgänge, die zu dem Siege der Maximalkisten führten, erzählte der Augenzeuge:

Die historische Nacht in Petersburg.

Der Haparandaer Berichterstatter der „Berlingske Tidende“ in Haparanda hatte eine Unterredung mit einem schwedischen Augenzeugen der Petersburger Umwälzung in der Nacht zum 7. November. Nach der Schilderung der bekannten Vorgänge, die zu dem Siege der Maximalkisten führten, erzählte der Augenzeuge: „Donnerstag nacht wimmelten die Straßen von Marinisoldaten. Alle bürgerlichen Elemente hielten sich zu Hause. alle Arbeit wurde eingestellt, die Läden und Büros geschlossen. Nüchternen Räuberbanden durchzogen die Stadt, stahlen und raubten. Das Erscheinen der bürgerlichen Blätter wurde verboten. Die Bolschewiki erließen eine Reihe von Rundgebungen, unter anderen die Einführung einer neuen Zeitrechnung. Die Stimmung ist stark gedrückt; man befürchtet das schlimmste und ist überzeugt, daß es lange dauern wird, bis wieder Ruhe und Ordnung zurückkehrt. Die Leute haben Angst, auszugehen. Nur die Soldaten und Bolschewiki sind auf den Straßen und Arbeiterfrauen, die Lebensmittellager aufsuchen. Es herrscht großer Mangel. Die Stadt wird in wenigen Tagen vollständig lergegeben sein. Das Revolutionskomitee fordert die Bevölkerung auf, sich ruhig zu verhalten, und gibt eine Menge Telephonnummern an, wo man bei Ueberfällen anrufen kann. Die Ausländer hätten als Gäste der Nation nichts zu fürchten. Die gekante Verwaltung stockt. Die Lebensmittel sind zu beispiellos hoher Höhe gestiegen. Es heißt, die ausländischen Vertretungen werden Petersburg verlassen. Eine große Anzahl Schweden wollten fortziehen, aber da die Verwaltung stockt, konnten sie keine Pässe bekommen. Das Revolutionskomitee regelte die Angelegenheit, aber in Kornea wurde ein Zug von Sowjetvertretern angehalten; die Passaussteller seien nicht bekannt. Nur der Gewächsmann des Blattes übertritt als Kurier die Grenze. Er behauptet, daß es kein Licht gelungen sei, eine Regierung

zu bilden. Frau Kolontaj habe den ihr angebotenen Ministerposten abgelehnt. Gleichzeitig soll die Gegenpartei eine neue Regierung mit Rodzianko und Kornilow gebildet haben, während Kerenski beiseitegeschoben werden soll. Die Bolschewiki sollen untereinander bereits in Streit geraten sein. Sie sind unschlüssig, ob sie dem aus Petersburg mit starken Truppenmassen vorrückenden Kerenski entgegenzutreten sollen. Beamte des Außenministeriums weigerten sich, dem neuen Außenminister Trozky zu gehorchen und ihm die Entenverträge auszuliefern. In Finnland ist der Belagerungszustand erklärt. Die Anarchie greift hier immer mehr um sich, und blutige Gewalttaten seitens der Bolschewiki, Mord und Räuberei werden gemeldet. Der frühere Generalgouverneur Nekrasow erklärte, er kehre nicht nach Finnland zurück. In einer Stelle errichtete der Landtag ein Direktorium, bestehend aus dem Generalprokurator Soinhusub, dem Staatsrat Orjensburg und dem Bankdirektor Puasiviki.

Der Bericht des Hauptquartiers.

Meldung des Vossischen Telegraphen-Büros. Großes Hauptquartier, 13. November.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Seeresgruppe Kronprinz Rupprecht. In Flandern wehrten wir durch Feuer und im Gegenstoß starke Erkundungsabteilungen ab, die am frühen Morgen von den Belgiern im Yper-Gebiet, von den Engländern auf der Kampffront gegen unsere Stellung vorgetrieben wurden.

Der Artilleriekampf blieb geringer als an den Vortagen. Am Abend verstärkte sich das Feuer bei Dizmude und in einigen Abschnitten des Hauptkampffeldes.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Südlich von Brühères brachte ein entschlossen durchgeführter Handstreich unserer Infanterie Gefangene und Maschinengewehre ein. Auf dem östlichen Maasufer war die Artillerietätigkeit tagsüber lebhaft.

Leutnant Bongard errang seinen 22., Bajonettschwabel durch seinen 25. Luftsteg.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Südlich von der Bahn Nige-Petersburg wiesen unsere Posten den Angriff einer russischen Streifabteilung ab. Südlich von Gorodischische war ein Unternehmen deutscher und österreichisch-ungarischer Stoßtrupps erfolgreich.

Mazedonischen Front

Schwoll der Artilleriekampf auf den Höhen östlich von Paralovo im Cerna-Bogen zu erheblicher Stärke an.

Italienische Front.

In den Sieben Gemeinden entriffen wir den Italienern den Mte. Longava. Die im Gebirge zwischen dem Sugana- und Cismona-Tal vorgehenden Truppen errückten das Panzerwerk Leone auf dem C. di Campo und die Panzerfeste C. di San. Fonzaso ist in unserem Besitz.

An der unteren Piave hat das Artilleriefeuer aufgenommen. Der Erste Generalquartiermeister. Lubendorf.

Wien, 13. November.

Aus dem Kriegspressequartier wird mittags gemeldet: Die Truppen des Feldmarschalls Freiherrn v. Conrad haben den Sperrgürtel bei Primolano durchbrochen. Die zwei stärksten Werke Cima di Campo und Cima di San sind in unserer Hand.

Sieg in Italien.

Von Colin Ross. * Sagagna, Anfang November.

Am jenem Vorabend des 24. Oktober, den die Weltgeschichte, so überreich dieser Krieg an gewaltigem Geschehen auch sein mag, doch für ewige Zeiten unvergessen in ihre Tafel schreiben wird, stiegen die felsgeriffelten Hänge des Colosorai-Rückens wie Mauern starr und steil in den Dämmer der Nacht. Ehrlich eingestanden, ergriff nicht jeden, der zum ersten Mal diese Berge sah, trotz allem Vertrauen, trotz aller Zuversicht ein laises Grauen bei dem Gedanken, dieser Berg, dieser uneinnehmbare Fels solle gestürzt werden?

Wir hatten alle vom Fionzo gelesen. Aber was nützt alle Beschreibung, alle Erzählung, hier sieht sie nicht im entferntesten von die Wirklichkeit heran. Alle, die zum ersten Mal an den Fionzo kamen, saßen Steinen und Grauen. Schmutzig-gelb und reizend trieb sein Wasser am Fuß der Berge entlang. Um 30 Zentimeter hatten die Regengüsse der letzten Tage und Wochen seinen Spiegel steigen lassen, so daß von dem beobachtigten Brückenabhang abgesehen werden mußte und die ganze Solmeiner Stoßgruppe sich in dem winzig engen Raum des den Desertrierern nach der ersten Fionzo Schlacht noch verbliebenen Brückenkopfes zusammenzudrängen mußte. Wie türmten sich die Berge auf, hinter- und übereinander, der Monte, das Jesu-Massiv, die in Eisen und Fels starrende Felsen der Höhe 1114. Und dahinter die Schneekuppen des Monte Me, des Monte Mia, des Monte Juones.

Und heute — nach weniger als einer Woche — liegt das alles schon weit hinter uns. So weit liegt es zurück, traumhaft weit. Ja, Traum ist der richtige Ausdruck. Manchmal ist einem, als müßte man aufwachen, sich schütteln, sich an den Kopf greifen, um zu sehen, ob alles das denn eigentlich wirklich wahr oder nur ein wirrer, phantastisch schöner Traum.

Die deutschen Truppen, die den Durchbruch erzwingen und den Italienern innerhalb vier Tagen entziffen, was sie in zwei-einhalbjährigen, unausgesetzten Kämpfen mit Lasten von Eisen und Strömen von Blut qualvoll, Schritt für Schritt, Meter um Meter, erkauft, haben auf allen Kriegsschauplätzen gekämpft. Die deutschen Alpentruppen und Gebirgsformationen, die hier ein neues Reis in ihre Vorberänge geflochten, kennen den Kampf in den Bergen, den Durchbruch, die Verfolgung. Sie sahen in Rußland, Serbien und Rumänien bezwungene Stellungen, niedergelämpfte Batterien, und marschierten über mit Kriegsgeschütz besetzte feindliche Nachzugstraßen. Aber keiner, nicht ein einziger ist unter ihnen allen, der je Derartiges erlebt.

Dieser Krieg, der in den abgebrauchten Formen erstarrt war, hat dem alles, Sieg wie Niederlage, Durchbruch und Verfolgung sich nach bestimmten Vorbildern abwickelte. Bei dem die Kampfhandlung gleich blieb und nur das Bild des Schauplatzes wechselte, hat mit einem Male sein Gesicht verändert. Das Unermutete ist geschehen, etwas ganz Neues durften wir staunend erleben.

Man wird es denen, die nicht dabei waren, nie erzählen, nie anschaulich machen können. Was hätte es, von dem tschenden Rollen des Vorbereitungsfeuers in den engen Felsställen zu schreiben, von jenen unerhörten Felsfestungen, die die Italiener in jahrelanger Arbeit erbaut und auf deren Uneinnehmbarkeit sie fest vertrauten. Wer kann den Sturm und den Marsch über die Berge auch nur einigermaßen schildern!

Man muß die Männer gesehen haben, wie sie von den Bergen herunterstiegen. Diese Bayern von den Alpenregimentern, diese Württemberger von den Gebirgsbataillonen, die Schiefer, und wer alles dabei war. Sie hatten rotentzündete Augen, denn sie hatten der Nächte nicht geschlafen. Sie hatten Stimmen wie krächzende Raben, und manch einer konnte kaum einen Ton hervorbringen, denn oben auf den Bergen hat ein eisiger Wind geweht. In einem Tempo waren sie über die Felsgruppen und Steingate gelaufen, das selbst ohne Kampf nur ein goldber bestürmt zu halten vermag. Verschmudgt und verdeckt, mit zerrissenen Uniformen, hungrig und naß — so brachen sie in die Ebene ein, aber getragen von einem taumelnden Siegesrausch, der alles vor ihnen niederwarf.

Ist es wahr, was unsere Feinde sagen, daß wir halboberwunden sind, ausgepowert, daß es uns am Nützigsten fehlt? Nun wohl, auch unsere Altvorderen waren, als sie aus ihren rauhen Bohnscheiden im Norden über die Alpen in die Uppigkeit des Südens einbrachen, an dem Wohlstand der Südländer gemessen, hungrig und arm und schlecht gerüstet. So ist es auch den hageren, schmächtigen, blonden Kecken, die in den letzten Oktobertagen in Friauf einbrachen, die letzten Jahre nicht so gut gegangen wie den italienischen Soldaten, die alle so rund und wohlgenährt ausstiegen.

Und auch an Kleid und Nahrung ist manches knapper und spärlicher bemessen als bei den Italiischen Legionen, die mit einer wachsenden Bevölkerung ausgestattet sind.

Wie war diese italienische Sponzo-Armee ausgerüstet und ausgestattet? Oben in den Bergen steht, weiß Gott, Geschütz neben Geschütz; alle Kanonen, bis zu den schwersten, hatten sie auf eigens mühsam gebauten Straßen bis auf die höchsten Klippen hinaufgeschafft, hatten sie einbetoniert und eingepanzert, Kasernen und Wägen in den Fels gesprengt. Ueberdeckte Gräben mit vielen Metern gewachsenen Felsen darüber, denen mit keinem noch so schweren Geschütz beizukommen ist, Minenwerfer, Maschinengewehre, diese Massen von Munition, diese Überlegenheit an Fliegern, diese überquellende Fülle in Magazinen jeder Art! Und wie ist jedes einzelne Mann ausgestattet, gegen Kälte, rauhe Witterung geschützt mit Gummimanteln und Pelzen.

Was ist aus diesem Heer geworden! Da wimmelt es gefangen unter uns, hinter uns, läuft in Scharen, kaum bewacht, den Weg zurück, der wir gekommen. So erdrückend, so überwältigend war die Masse der Gefangenen, die auf allen Straßen einem entgegenströmte, daß das erste Gefühl der Freude bald verdrängt wurde von dem des Unbehagens: Wohl, das einem lästig wird, kein Feind, den man noch zu fürchten hat, auch wenn deren tausend von einem einzigen Landsturmmann nach rückwärts geleitet werden.

Zweihunderttausend Gefangene, achtzehnhundert Geschütze. Phantastische Zahlen! Und doch können diese Zahlen einen Eindruck von der lebendigen Wirklichkeit übermitteln. Für diesen Eindruck fehlen alle Worte. Vielleicht kann das persönliche Bekenntnis von einem, der den Krieg während dreier Jahre auf allen Schauplätzen sah, eine schwache Vorstellung davon geben: Es ist das Unerhörteste, was ich je gesehen. Hier ist eine ganze Front zusammengebrochen. Wir kennen den Schrecken, der vor dem Wort „Germanski“ in Galizien und Polen herrschte, aber er verblaßt, er ist ein Nichts vor dem, was hier vor dem Ruf „Tedeschi“ einherzieht. Man muß diese gefangene Masse gesehen haben, wie sie sich willig ergab, wie sie zum Sieger hinüberströmte. Man muß dieses flüchtende, moralisch vollkommen zusammengebrochene Heer gesehen haben, das alles, aber auch alles zurückließ, von den schwersten 30- und 40-Zentimeter-Geschützen bis zu dem persönlichen Eigentum und den Habseligkeiten der Offiziere und Soldaten. Nacht und bloß sind sie davongelaufen oder zu uns herübergekommen. Frau Paul war eine Festung, ein unerhörtes Kriegslager, jetzt ist es ein phantastisches Schlachtfeld. Was ein Heer nur braucht, liegt in überreichem Maße auf den Straßen. Die deutschen Divisionen, die durch Venetien marschieren, fahren auf italienischen Lastkraftwagen und Personenautos. Die Tankwagen sind mit italienischem Benzin aufgefüllt. Unsere alten, arg abgenutzten Pneus aus Regeneratgummi sind gegen tadellos neue aus den wohlgefüllten Magazinen von Mädeln in Udine ausgetauscht. Italienische Kolonnen fahren unsere Bagage, mit italienischen Pontons setzen wir über den Tagliamento. Wenn Cadorna vielleicht darauf rechnete, daß der unendlich schwierige und mühsame Nachschub über die Berge dem vorrückenden deutschen Heer Verlegenheiten bereiten könne, so hat seine Truppe selbst dafür gesorgt, daß diese Sorge uns abgenommen.

So mögen die Gimbren und Teutonen geschmaukt haben, als sie zum ersten Mal lombardischen Boden betraten. Weiß Gott, unsere Kerls haben es sich redlich verdient, daß sie jetzt Fleisch und Wein und weißes Brot die Fülle haben, daß sie wieder Reis essen und Schinken und Makkaroni, richtigen Kaffee und Weine, wie sie auf Codornas Tisch kamen.

Sie wollten uns aushungern, uns die Rohstoffe abschneiden. Vielleicht war die Rechnung richtig gedacht. Die Grenzen der Neutralen vermögen sie uns durch Druck und Drohung zu sperren, aber so lange sie uns ihre eigenen Grenzen nicht zu sperren vermögen, so lange wir Führer haben, die uns den Weg in Feindesland weisen, und eisenharte Männer, die ihn erkämpfen, so lange soll uns das Schreckgespenst von Aushungerung und Rohstoff-Abschneidung nicht schrecken. Mögen sie uns ruhig weigern, was wir zum Leben brauchen, wir holen es uns selber.

Die Konferenz zum Studium der Grundlage eines dauernden Friedens ist wegen Nichtbeteiligung der Entente abermals auf mehrere Wochen verschoben.

Ständiger Kriegsrat in Versailles.

Drahtmeldung.

London, 12. November.

Im Unterhause erklärte Bonar Law, daß zum Zwecke einer besseren Uebereinstimmung der militärischen Aktionen ein Kriegsrat eingesetzt worden sei, der aus dem Premierminister und einem weiteren Mitgliede der Regierungen von Frankreich, Italien und Großbritannien bestche. Der Kriegsrat würde in Versailles wenigstens einmal im Monat zusammentreten und an anderen Orten, wie die Zeit es mit sich bringen würde. Ueber den Beitritt der anderen Großmächte der Alliierten werde verhandelt. Jede Macht ernenne einen ständigen militärischen Vertreter als Ratgeber für den Kriegsrat, und diese militärischen Vertreter würden von ihren Generalstäben unabhängig sein. Sie würden keine vollziehenden Befugnisse haben, sondern dem Kriegsrat ihren Rat erteilen über Fragen des Zusammenwirkens der Strategie der Alliierten. Generalstab und militärische Kommandobehörden der Armeen jeder Macht würden mit der Führung der militärischen Operationen beauftragt sein und ihren Regierungen verantwortlich bleiben. Die militärischen Vertreter und ihr Stab würden zu dauernder Tagung in Versailles Aufenthalt nehmen. Der Vertreter Englands würde Sir Henry Wilson, derjenige Frankreichs Foch sein. Den Namen des italienischen Vertreters zu nennen, sei ihm noch nicht möglich. In Erwiderung auf eine Frage sprach Bonar Law die Hoffnung aus, daß die Vereinigten Staaten sich dem Kriegsrat anschließen würden. Ein Marinekriegsrat sei nicht gebildet worden.

Rotterdam, 12. November.

„Daily News“ billigt die Errichtung eines Kriegsrates der Alliierten und fragt, was es zu bedeuten habe, daß dieser politische Rat nur England, Frankreich und Italien umfasse. Die drei Länder hätten doch auch mit Rußland und den Vereinigten Staaten gemeinsame diplomatische Interessen. Die „Times“ schreibt, der neue Kriegsrat werde, wenn er gut arbeite, zur Folge haben, daß die Befehlshaber an der Front nicht mehr zu befürchten bräuchten, daß ihre Pläne plötzlich durch Ereignisse an anderen Frontabschnitten außerfall ihrer Machtsphäre geführt würden. „Morning Post“ spricht die Besorgnis aus, daß durch die neue Maßregel die militärische Leitung der politischen untergeordnet werde. Das Blatt warnt vor der Gefahr eines solchen Vorgehens.

Politische Tagesnachrichten.

Gehälter des Vizekanzlers und des Vizepräsidenten des Staatsministeriums. Das Amt des Vizekanzlers des Reiches wird nunmehr bis auf weiteres eine selbständige Stelle. Der Vizekanzler bezieht, wie die „Neue politische Correspondenz“ mitteilt, 50 000 M. Einkommen, und zwar ist das Gehalt auf 30 000 M. festgesetzt, dazu treten noch 14 000 M. Aufwandsgehalt und freie Wohnung nebst Verköstigung. Die Stelle des Vizepräsidenten des preussischen Staatsministeriums, die bisher nebenamtlich wahrgenommen wurde und jetzt zum Hauptamt wird, ist mit Bezügen von 54 000 M. ausgestattet, und zwar 36 000 M. Gehalt und 18 000 M. Aufwandsgehalt sowie freie Wohnung. Bei dieser Gelegenheit mag noch erwähnt werden, daß die Unterstaatssekretäre in der Reichs- und Staatsverwaltung 20 000 M., die Direktoren in den obersten Reichsämtern und den Ministerien 14- bis 17 000 M. und die vortragenden Räte 7000 bis 11 500 M. Gehalt beziehen.

Kolonialwirtschaftliche Forderungen. Dieser Tage haben unter Vorsitz von Geheimrat Fr. Lenz Verhandlungen des Vorstandes des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, wirtschaftlichen Ausschusses der Deutschen Kolonialgesellschaft, stattgefunden. Nach Entgegennahme verschiedener Berichte von Direktor C. Ladewig über den Stand der Frage der Entschädigung der in unseren Kolonien durch den Krieg geschädigten Unternehmungen, E. Fabarius über die Lage des Baumwollmarktes, Prof. Stolzenberg über Ertrag der Baumwolle durch Zellulosefabrikate, Dr. Weigelt und Prof. Warburg über Fett- und Delmarkt wurde folgende Entschädigung gefaßt:

Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee weist erneut darauf hin, daß eine Sicherung der Zukunft der deutschen Volkswirtschaft in ihrem Rohstoffbedarf und für die Volksernährung

ohne eine ausreichende Ergänzung der Produktion im Mutterlande durch überseeische Zufuhr unmöglich ist. Das Komitee fordert daher neben der Sicherstellung des Grundbedarfes der Freiheit der Meere und des Handels nicht nur die Festhaltung unseres bisherigen Kolonialbesitzes, sondern auch seine zielbewusste Ausgestaltung. Hierbei ist vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus in erster Linie die Erwerbung schaftlicher Gebiete, besonders in Afrika, anzustreben, solcher tropischer Gebiete, die sowohl nach ihren klimatischen und Bodenverhältnissen, die sowohl nach ihren klimatischen und Bodenverhältnissen, wie auf Grund des Vorhandenseins einer zahlreichen Bevölkerung Aussicht auf baldige Lieferung beträchtlicher Mengen tropischer Rohstoffe bieten.

Der einzige Ausweg der Entente: Der Friede.

Drahtmeldung.

Stockholm, 12. November.

„Svenska Dagbladet“ veröffentlicht einen aufsehenerregenden Aufsatz eines Diplomaten aus dem Lager der Entente, der unter der Ueberschrift: „Mit einer russischen Revolution muß das Kriegsziel der Entente, nämlich die Bewingung der Mittelmächte in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht, verfehlt sein“ die wirtschaftliche Lage besonders im Hinblick auf die Interessen der Entente behandelt. Dieser Aufsatz enthält folgende Erwägungen:

Innerhalb des Ententelagers ist die russische Armee nach der Revolution als Machtfaktor überschätzt worden. Diese Überschätzung war andererseits von unheilvoller Folge für den angebotenen Verständigungsfrieden. All das bedeutet jedoch wenig im Vergleich zu der fürchterlichen Gefahr, die darin liegt, daß die Leiter der Entente den jetzigen Machtzustand der Mittelmächte unterschätzen und zugleich Amerikas Hilfe überschätzen. Ganz Europa ist nun einem Glücksspiel ausgeliefert, desgleichen die Geschichte niemals erlebt hat. Für die neue Regierung in Rußland gibt es nur einen Ausweg, nämlich rasche Beendigung des Krieges. Widersehen sich dem die Westmächte, so ist der Bruch zwischen Osten und Westen sehr wahrscheinlich, und niemand braucht sich zu wundern, wenn dann die von den Westmächten gewonnenen wirtschaftlichen Garantien in Rußland sofort verloren gehen. Der Friede ist wenigstens für die Wahrung der wirtschaftlichen Interessen im Osten der einzige Ausweg der Entente. Es braucht nicht mehr betont zu werden, daß der Wegfall des russischen Machtfaktors die Entente unmöglich mit ihr Kriegsziel erreichen kann. Es ist wahnwitzig, zu denken oder zu hoffen, daß Amerika mit seinem primitiven Offiziersmaterial und den langen Verbindungslinien während der kurzen Zeit, die noch übrig ist, bevor die Mittelmächte nahezu ihre ganze Kraft auf die Westfront konzentrieren können, eine Hilfe zu leisten vermag, um den Durchbruch sicher zu verhindern. Gelingt aber dieser Durchbruch, so können die Truppen der Entente nimmermehr mit Erfolg den Kampf mit den Mittelmächten aufnehmen. Das Schlussergebnis muß werden, daß das europäische Festland der Mittelmächten ausgeliefert wird.

Der Diplomat der Entente schließt mit den Worten: „Um die Wahrheit zu sagen: wir müssen mit der größtmöglichen Angst der Zukunft entgegensehen, wenn nicht all diese Fragen ihre rasche und richtige Antwort zugunsten des Friedens erhalten.“

Die Reise Venizelos'.

Drahtmeldung der „Rossischen Zeitung“.

Basel, 12. November.

„Havas“ meldet aus Athen: Die Zeitungen sagen zur Reise Venizelos' nach dem Westen, daß Venizelos mit den Alliierten bezüglich die Frage der Verproviantierung Griechenlands regeln werde. Aber der wichtigste Teil der Besprechung wird die Diskussion über die Balkanfragen sein, besonders der Beteiligung Griechenlands am Kriege.

Schönherr's „Frau Suitner“.

Uraufführung im Burgtheater.

Von Alfred Polgar.

Wien, im November.

Frau Suitner und ihr (jüngerer) Mann haben im Dorf eine Krämerlei gepachtet. Fleißig, tüchtig, redlich bringen sie, in harter Mühe, das Geschäft hoch. Es kommt der Tag, da Laden, Häuschen und Obstanger, Schuldenfrei gemacht, in des Ehepaars Besitz übergehen. Aber sie werden deß nicht froh. Warum? Sie sind kinderlos. Was den Segen von ihnen ferngehalten, weiß man nicht. Vielleicht war's die unablässige, kräftezehrende Arbeit, vielleicht ein psychologischer Grund, vielleicht nur eine Laune des Zufalls, genau an dem: Frau Suitners Schoß blieb unbegnadet. Und da sie nahe den Fünfzig, muß das wackere Paar auf Nachfolgerchaft wohl verzichten. Das schmerzt beide tief. Insbesondere Herrn Suitner, der noch im schönen Vollbesitz seiner Vater-Möglichkeiten. Er ist ein guter, tatkundiger Mensch und schlingt keinen Kummer, soweit er ihn verdauen kann, in sich hinein. Aber die feilschen Beschwerden, die ihm das verursacht, sind manchmal zu übermäßig, als daß er sie verhehlen könnte.

Frau Suitner fleht den wachsenden Kummer des Mannes, und ihr Kummer über diesen Kummer wächst in geometrischer Progression mit. Von Schönherr angezettelt, scheint um die bedauerenswerte Frau eine Verschwörung alles Lebenden am Werk zu sein, ihr unablässig das Glück der Fruchtbarkeit und das Elend der Sterilität unter die Seele zu reiben. Mensch, Tier und Pflanze überbieten sich darin, Frau Suitner durch unbewußt-boshafte Anspielungen auf ihr Leid zu quälen. Jede rührt zufällig gerade an ihre wundeste Stelle. Wer auf die Bühne kommt, bringt ihrem Kummer das Stichwort. Wahrlich: Das Stichwort, dem es geht der Armen scharf ins Herz. Der eine kommt und kauft „Gummihut“ für kleine Kinder, der andere erzählt von einem Mütterchlein, das dreizehn Junge geworden hat, die Nachbarin bekommt Zwillinge, die Aepfelbäume biegen sich unter Fruchtlast, der Bauer beklagt sich, daß ihm einer beim Vieh-Kauf eine nicht kalbende Kuh angehängt habe, die Wöthin berichtet von der Tüchtigkeit ihrer Sonne im Eierlegen, der Doktor sagt, daß der Förster ganz paff sei, wie fleißig sich die Hasen

heuer vermehrt hätten, Herr Suitner erzählt von einer Kellnerin, die ihr Neugeborenes beiseite geschafft, es ist ein vielstimmiger, kanonartig über dem unausgesprochenen Text: „vermehr dich“ aufgebauter Chorgesang, dessen obstinates Klängen an der gleichen Melodie nicht nur Frau Suitner, sondern auch die Zuhörer im Theater gut stillen Majestät bringt.

Die Gepeinigten fassen einen heldischen Entschluß. Sie nimmt ein braves, kerngesundes, volkhaftes „Mäd“ als Diensthöten ins Haus. Ob Frau Suitner mit Grelks Engagement von vornherein bezweckt, dem Geschäft eine tüchtige Vertreterin, ihrem Mann aber eine zur Mütterlichkeit begabte Gefährtin (Grelks Schwestern vermehren sich, nach einem Wort des Herrn Suitner, wie die Königshafen) heranzuziehen und sich dann still beiseite zu schaffen, das wird nicht ganz klar. Wahrscheinlich hatte auch Frau Suitner, als sie das Mäd ins Haus nahm, jene Weiterentwicklung bis zu den letzten Konsequenzen nur im Unterbewußtsein gewollt, die ihr zufallende Opferrolle vorläufig nur dumm geseht. Aber andererseits handelt sich's um eine Heldin Schönherr'schen Formats. Und solchem Weib aus der trottschen Neu-Antike ist eine so weit-sichtige, edel-turastirnige, geradlinig-verzwigte, heroisch-beschränkte, Gottes Willen mit Bauernschlaucht überlistende Unternehmung — wie dieses Heranziehen einer voraus-sichtlichen Kindergebäuerin für den später durch Selbstmord frei zu machenden Platz an der Seite des präsumierten Wittwers — wohl zuzutrauen.

Es kommt, wie's kommen muß. In Herrn Suitner wächst eine Idee, wie's Regierung für die vierundzwanzigjährige Volkstüchtige. Er ist ein braver Mann und bezwingt sich tapfer. Aber Frau Suitners Selbstgeschürfter Blick sieht, wie die Dinge stehen. Und daß der Augenblick für ihr Opfer reif ist. Ohne Pathos, stark und still, tut sie den Schritt in's Dunkel. Ihr Ableben bringt die Hinterbliebenen nicht aus dem Nihilismus des Alltags. Sie wahren jene rüstige, göttlich-stumpfe Gelassenheit, die Schönherr'schen Figuren den sublimen Stallgeruch gibt, ihr Haupt mit einer Art viehischer Majestät umschimmernd.

„Frau Suitner“ ist mit allen Vorzügen einer Schönherr'schen Theaterdichtung ausgestattet. Einfache Architektur, harter, klare Linien, die Sprache bei aller dialektischen Saitigkeit von großer Prägnanz, die Figuren scharf umrissen, fest in den Boden der Heimat und des Spiels gewurzelt. Die sechs Szenen sind sechs Schraubenwindungen um die gleiche ideale Achse. Wie die Schraube immer höher, beziehungsweise (in Frau Suitners Herz) tiefer geht, das hat seinen dramatischen Reiz. Zur Teilnahme für die

Heldin kommt der Zuhörer leider nicht. Ihre Ideen sind bin in „du Unruh bin ich“ (weil sie kinderlos), scheint ihm in ihrer tragischen Beherrschung ein bisschen schwachmütig, und die Gleichstellung der kinderlosen Frau mit der nicht Eier legenden Henne, die in der Suppentopf, und der nicht kalbenden Kuh, die zum Metzger gehört eine peinlichste Herabwürdigung ihres Menschentums. Genau umgekehrt, bestialisch-erbarmend dünkt ihm auch Frau Suitners methodisches Vorgehen, damit Herr Suitner und der Kramladen ein Erben bekämen. Ihr Selbstmord ist eine brutale Mollige des Dichters, um sein Problem, mit dem er dichterisch managert, dramatisch aber gar nichts anzufangen gewußt, theatergemäß zu erledigen. Ein Faustschlag, der die wesentlichste Figur vom Park wirft, ehe die Partie noch recht begonnen.

Festlosigkeit ist die ästhetische Tugend dieses Stüdes. In weichen Vollerungen und Rundungen des wahrscheinlichsten Lebens scheinen zugunsten einer asketisch strengen Magerkeit zu schmälern. Alles, was nicht unmittelbar zum Schema gehört, ist herausgepreßt und das getrocknete dramatische Faferwerk flüchtig dünn und hart zusammengedrückt. Man scheuert sich wund daran. „Sun Sie nicht so geschwollen“, kann man keiner Schönherr'schen Figur sagen, eher: „Sun Sie nicht so kontak!“ Dramatisch ist gesagt, ist das Thema nicht verarbeitet. Es verästelt sich nicht, es wächst nicht ins Tiefe und nicht ins Hohe, es hat nur ein Dicken-Wachstum. Wie die Menschen des Spiels, Haupt- und Nebenfiguren, bei diesem Thema bleiben, wie alle, absichtslos, an dem selben Strang ziehen (von dem Frau Suitners Herr, gedroht wird), wie, vom Gummihut bis zum Mütterchlein, nichts und niemand etwas tut, schweigt oder redet, das nicht aufs Kinderkreigen Bezug hätte, das gibt der ganzen tiratrischen Dorfgesellschaft einen Stich ins Monomane und dem Schaupiel eine wunderliche Starrheit. Hier zeigt sich in der Beschränkung der Meister, aber auch in der Weisheit die Beschränkung.

Die Aufführung am Burgtheater — Regie: Herr Treßler — kam sich sehr lassen. Gedämpft und doch stark in Ton und Farbe, gibt sie dem Dichter reichlich, was des Dichters ist. Frau Suitner in der Titelrolle höchster Ehren wert. Mit dem geringsten Aufwand an Schaupielerei erzielt sie ein Maximum an Wirkung. Der wundernswürdige die Lebenswahrheit und Lebensgröße, die die bäurischen Ueber-Charaktere von ihr zuteil wird, und wie in ihrer ruhig strahlenden Wärme die frostige Poesie der Figur im Lauen kommt. Meisterlich Fr. Mayer als verheulter, beschränkter, und gearbeitete Magd: von der feinsten zartesten Komik umspült

Der...
Ueber...
Jundhe...
Lassung...
richtig...
Die m...
hat da...
Ergeb...
frage...
nicht...
güht...
Nigung...
richte...
ander...
den vo...
muer...
der zw...
die zur...
den un...
es sich...
ger in...
der Sa...
Gilt...
ist un...
gut vo...
Berwo...
68 280...
aus h...
schulen...
fanden...
in Por...
vinnen...
Berein...
Reich...
entfand...
nach Se...
Inlande...
nate, m...
4 Woch...
Führung...
der Ver...
teils in...
glücksf...
limer K...
beläuft...
17. 98...
unentge...
n a h m

Wirt...
gen den...
Direktor...
übernahm

Ge...
L...
V...
G...
S...

1...
Tag...
L...
E...
tro...
duk...
Dr...

Gu...
Bo...
Ha...
Er...
I...
Paul...

B...
Karl...
Bing...